



SVEN PAUSTIAN (R. O.), HARALD JUTTEL (R. U.)

Straftäter Walter H. 1969, Haftanstalt Saarbrücken, Tatort Eros-Center Trier: „Im Suff bin ich bekloppt“

JUSTIZ

# Im Ausnahmezustand

Walter H. gilt als gefährlich und sollte deshalb den Rest seines Lebens im Gefängnis bleiben. Nun ist er freigelassen worden, weil die deutsche Praxis der Sicherungsverwahrung gegen Menschenrechte verstößt. Eine Entscheidung, die alle überfordert. Auch Walter H. *Von Jürgen Dahlkamp*

**A**usgerechnet jetzt. Der Schließer steht in der Zellentür. „Gehen Sie schnell mal hoch zum Sozialarbeiter“, sagt er, „ist wichtig.“ Na klar, denkt Walter H., das ist doch mal wieder typisch. Gerade wenn „Sturm der Liebe“ läuft, im Ersten, von 15.10 bis 16 Uhr, von Montag bis Freitag, und er vorm Fernseher sitzt, wie immer. „Sturm der Liebe“, eine Liebesserie, seine Lieblingsserie. Irgendwie genauso endlos wie die Tage, die Jahre, sein Leben im Knast.

„Der kann mich doch auch noch ein anderes Mal sehen“, mault Walter H., aber nein: jetzt sofort, hopp, hopp! Und deshalb ist Walter H. ziemlich genervt, als er beim Sozialarbeiter steht und der ihn fragt, was er wohl glaube, warum er ihn gerufen habe. Ja warum? Bestimmt weil er neulich den Schließer angerraunt

hat. Und dafür jetzt so eine Eile, wo doch im Ersten immer noch „Sturm der Liebe“ läuft, Folge 1071, und der André gerade den Curd übers Ohr hauen will, und die Katja, also die Tochter vom Curd ...

Der Sozialarbeiter sagt: „Nein, gehen Sie runter und packen Ihre Sachen. Sie werden sofort entlassen.“

Es ist der Mittwoch der vergangenen Woche, 15.30 Uhr, in der Justizvollzugsanstalt Saarbrücken, es ist der Moment, in dem sich bei Walter H. alles zusammenzieht, in dem er zu flennen beginnt wie ein Kind. Es ist der Moment, auf den er 22 Jahre gewartet hat und der nun ohne jede Ankündigung gekommen ist. Und es ist dieser Moment, in dem die Republik ein massives Problem mehr hat: Walter H., 61, auf freiem Fuß. Ein verurteilter Mörder, notorischer Gewalttäter, ein Mann, von dem die

Gutachter sagen, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder ein schweres Verbrechen begehen wird. „Unerträglich“ findet das Saarlands Innenminister Stephan Toscani. Auch ihm zieht sich alles zusammen.

Walter H. ist nicht der einzige, er ist jetzt nur der erste von vielleicht 200 Hochrisiko-Häftlingen, die aus dem Gefängnis kommen, seit der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg entschieden hat, dass die deutsche Sicherungsverwahrung zum Teil auf rechtswidrigen Gesetzen gründet. Genauer gesagt in jenen Fällen, in denen schärfere Wegsperrgesetze erst später, nach der Verurteilung, in Kraft traten, trotzdem aber rückwirkend gelten sollten.

Am Dienstag kam die endgültige Entscheidung aus Straßburg, am Mittwoch der Beschluss des Bundesgerichtshofs,



Walter H. sofort zu entlassen, am Abend war er draußen (SPIEGEL 20/2010). Es ging so schnell, dass sie im Gefängnis auf nichts vorbereitet waren. So schnell, dass er den Knast zwar als freier Mann verließ, aber nur mit einer Jeans, drei Unterhosen, ein paar Socken, ohne Shampoo. Mit 50 Euro auf die Hand. So schnell, dass die Polizei nicht wusste, wohin mit ihm, und ihn erst mal in Saarbrücken in ein Billighotel steckte, das Zimmer nicht viel größer als seine alte Zelle. Und so schnell, dass Walter H. tagelang in diesem Hotel saß, wo unten ein Getränkeautomat stand, die 0,33-Liter-Flasche Bitburger für 1,60 Euro zum Selberziehen.

„Das ist so, als würde man einen Pädophilen neben dem Kindergarten einquartieren“, sagt sein Anwalt Michael Rehberger, der jahrelang für die Freiheit von Walter H. gekämpft hat, aber nicht für so eine Freilassung. Denn wenn Walter H. getrunken hat, verliert er jede Kontrolle, „im Suff bin ich bekloppt“, sagt er selbst. Als er betrunken war, hat er ein 16-jähriges Mädchen umgebracht, 1969. Als er betrunken war, hat er eine Frau gewürgt, 1979. Und noch eine, 1988. Und noch eine, 1990. Er selbst weiß: Er muss absolut nüchtern bleiben, sonst verstößt er gegen seine Führungsaufgaben, wird zur Gefahr. Trotzdem gab es nach der Entlassung erst mal keine Alkoholkontrollen, denn dazu hätte noch ein Gerichtsbeschluss hergemusst. Und so schnell ging das alles nicht.

Deshalb leben jetzt alle im Ausnahmezustand: die Polizei im Saarland, die ihn rund um die Uhr beschatten muss, wenn er auf die Straße geht. Die im Hotel das Zimmer nebenan bezogen und eine Kamera auf seine Tür gerichtet hatte. Die ihn nicht mehr aus den Augen lässt, aus Sorge, gut begründeter Sorge, dass er die Kontrolle verlieren, durchdrehen könnte. Und Walter H., der sich seine Freiheit so nicht vorgestellt hatte. Der immer nervöser wird, der gerade deshalb durchzudrehen droht, weil ihm ständig Polizisten folgen. Weil sie jeden vor ihm warnen, mit dem er sich auch nur auf einen Kaffee treffen will. Weil sie schon bei seiner Fa-

milie angerufen haben, um zu fragen, ob er sich bei ihnen gemeldet hat.

Immerhin: Am vergangenen Samstag hatte Walter H. dem Automaten schon drei Tage widerstanden. Er will nichts trinken, sagt er, er wird nichts trinken, verspricht er, keinen Schluck. Am Tag nach der Entlassung ging er sogar von sich aus zu einer Polizeistation und wollte ins Röhrchen blasen, um zu zeigen, dass er trocken bleibt. Noch geht es ihm so gut, dass er kein Bier, keinen Schnaps braucht, noch fühlt er sein Glück, betrinkt sich nur an den Bildern, die nach den Jahren im Knast auf ihn einstürzen.

**Die Versuchung ist da.  
Und in der Vergangenheit war sie  
meist stärker als Walter H.**

Pommes frites zum Beispiel. Goldgelb, so also sehen echte Fritten aus. So was, sagt er, hatte es im Gefängnis ja nicht gegeben, und weil er von den vergangenen 40 Jahren nur 5 draußen war, in den Achtzigern, schmecken ihm jetzt sogar die Fritten, als wär's das erste Mal. Im Bahnhof steht er vor dem Ticketautomaten, merkwürdiges Ding, was macht man damit? Und wenn beim Auto die Zentralverriegelung plopp macht, steigt er trotzdem nicht ein. Zentralverriegelung? Gab's damals doch nur in ganz teuren Autos.

Dafür ist jetzt alles andere so teuer geworden. 20 Euro für ein Paar Badelatschen, „Wahnsinn“, sagt er, taumelt weiter durch die Saarbrücker Fußgängerzone, als wäre sie ein Erlebnispark, sucht bei Karstadt ein Portemonnaie, 50 Euro. Schon wieder Wahnsinn. Nimmt stattdessen ein Schlüsseletui, vier Euro, auch ganz schön teuer. Und weil er sich selbst so wundert, will er den anderen immer alles erklären. Dass er erst noch die Anträge ausfüllen muss, damit er vom Amt sein regelmäßiges Geld bekommt. Dass er gerade erst raus ist, aus dem Gefängnis. Er redet und redet, aber obwohl er doch alles erklären kann, gucken ihn die Leute dann ganz merkwürdig an.

Schon deshalb dürfte man ihn nicht allein durch die Stadt laufen lassen, doch der Tag nach der Entlassung war Christi Himmelfahrt, Feiertag, dann kam der Freitag, und er sah seinen Bewährungshelfer, dann kam das Wochenende, und sein Bewährungshelfer hatte frei. Dass die Richter in Straßburg so schnell entscheiden würden, noch dazu gegen die deutsche Praxis der Sicherungsverwahrung, hatte im Saarland wohl keiner erwartet. Dass der Bundesgerichtshof (BGH) nur einen Tag brauchte, um Walter H. danach auf freien Fuß zu setzen, überraschte die Justiz erst recht – „wir hatten uns auf Herbst eingerichtet“, bestätigt der zuständige Staatssekretär Wolfgang Schild.

Warum, versteht aber auch Rechtsanwalt Rehberger nicht. Schließlich hatte Straßburg schon im Dezember so entschieden, jetzt lehnten die Richter nur noch den Einspruch der Bundesrepublik ab. Und hatte im Fall Walter H. der BGH nicht ausdrücklich angekündigt, dass er auf Straßburg warten, es von Straßburg abhängig machen wollte? „Die Justiz hätte sich doch darauf einstellen müssen, dass mein Mandant jederzeit freikommen kann“, ärgert sich Rehberger. „Etwa indem man eine betreute Wohngruppe für ihn gesucht hätte.“

So irrlichterte Walter H. durch sein erstes Wochenende in Freiheit, fuhr am Sonntagnachmittag zum Auswärtsspiel der Dorfmannschaft, für die er in der Jugend selbst gespielt hatte. Und als dann alle den Saisonabschluss feierten, mit Freibier, da hat es ihm „schon ein bisschen weh getan“, keinen mitzutrinken. Er sagt das hinterher, um zu zeigen, dass er stark geblieben ist, aber in Wahrheit ist das ein Alarmzeichen: Diesmal ist es gutgegangen, aber die Versuchung, sie war da. Und in der Vergangenheit war sie meist stärker als Walter H.

Das ist auch nicht das einzige Warnsignal. Am Vormittag hatte er schon vor der forensischen Klinik in Merzig gestanden, in der er mal 16 Jahre gesessen hatte. Eigentlich hatte er versprochen, sich von „Knackis“ fernzuhalten. Aber schon am Vorabend hatte er im Hotel Besuch von einem alten Kumpel aus dem Knast bekommen. Und nun wollte Walter H. in Merzig seinen Freund sehen, einen Mörder, einen Psychopathen, den er trotzdem bald heiraten möchte, denn mit den Frauen, sagt Walter H., habe er heute nichts mehr am Hut.

Allerdings hatte er sich vorher nicht angemeldet, und weil auch keine Besuchszeit war, ließen sie ihn in Merzig natürlich nicht rein. Über so etwas regt sich Walter H. sehr schnell auf. Schließlich rief er von draußen zum Zellenblock hoch, sein Freund schrie aus der Zelle zurück, und dann kam Personal und drohte Walter H., die Polizei zu holen, er solle verschwin-



Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte: „Wir hatten uns auf Herbst eingerichtet“

FREDERIC MINGROT / REA / LUMIP



den. Und dem Freund schlossen sie das Fenster ab. Das regte Walter H. jetzt noch mehr auf. Er wird eben schnell fuchsig, genau das hatten ihm auch die Gutachter im Gefängnis schon bescheinigt, und das ist sicher kein gutes Zeichen.

Also müsste in solchen Momenten einer bei ihm sein, der ihn sofort beruhigt, ihn wieder runterholt, aber da ist kein Immer-da, der hilft. Nur ein Schatten, die Polizei. Junge Männer in Jeans, die wie zufällig abends um halb zehn eine Wurst im Gartenlokal essen wollen, in dem sonst nur noch Walter H. sitzt. Die vom Laufschrift ins Gehen verfallen, wenn Walter H. sich umdreht. Die ihn mit dem Wagen verfolgen, der Beifahrer mit Videokamera. „Was wollen die von mir?“, fragt Walter H. mit einer Mischung aus Wut und Weinerlichkeit, „das ist doch keine Freiheit, Freiheit ist doch nur, wenn ich für mich allein sein kann.“

Die Polizei ist zwar nicht mehr hinter ihm her so wie früher, aber sie ist immer hinter ihm, verfolgt ihn, so wie die Vergangenheit, die Walter H. auch in Freiheit bis an sein Lebensende verfolgen wird. Die Vergangenheit eines Mannes, der in hoffnungslosen Verhältnissen aufwuchs

**Bei Risikotests kam Walter H. auf 33 von 40 möglichen Punkten. Unauffällig sind 20.**

und auch deshalb heute so wenig Hoffnung zulässt auf ein Leben ohne Rückfall.

Auf die Welt kam Walter H. als viertes von sechs Kindern in einem Dorf im Saarland, in dem der Vater bei den Leuten den Spitznamen „Ewiger Krankenschein“ hatte. „Blaumachen“ und „blau sein“ lagen bei ihm immer nah beieinander, das Bier mussten ihm die Kinder bringen, auch der Walter. Wer nicht spurte, bekam die Reitgerte, aber wenn Walter die Flaschen geholt hatte, durfte er auch mittrinken. Denn mit Bier, sagte sein Vater immer, wird ein Junge erst zum Mann. Und noch etwas brachte ihm sein Vater bei: dass Frauen dem Manne untertan sein sollen, wie es in der Bibel steht, weshalb der Vater auch die Mutter schlug und manchmal sogar würgte. Frauen aber, die in Kneipen gehen, das waren alles nur Schlampen, alles Nutten, nichts wert.

In der Schule blieb Walter H. sitzen, die Abschlussprüfung zur Schweißerlehre schaffte er erst im zweiten Versuch, sein Intelligenzquotient liegt bei etwa 80, das ist noch kein Schwachsinn, aber auch nicht weit davon entfernt. Doch sein größtes Problem war der Suff. Er verlor deshalb zwei Arbeitsstellen. Und mit 20 zum ersten Mal seine Freiheit. In einem Lokal sprach er im Sommer 1969 eine Schwertenschülerin an. Sie flirteten, sie tranken, sie zogen durch die Kneipen, am Ende

hatte Walter H. 18 bis 20 Bier gekippt. Als sie dann draußen schmusten, Walter H. zu früh kam und das Mädchen nicht mehr weitermachen wollte, würgte und würgte er die 16-Jährige. Bis sie tot war.

Zehn Jahre saß er dafür, im Juni 1979 kam er raus, aber es dauerte nur sieben Wochen bis zum nächsten Verbrechen. Er wollte seine Schwester besuchen, die war nicht zu Haus, dafür die Untermieterin. Wieder war Walter H. betrunken, fragte, einfach so, ob sie die Pille nehme. Als die Frau ihn rauswerfen wollte, packte er ihren Hals, würgte sie, bis die Frau ihm das Gesicht aufkratzte und fliehen konnte. Diesmal bekam er drei Jahre.

Wieder draußen, zog er zu einer Deutschen nach England. Fünf Jahre lebte er bei ihr, blieb nüchtern, offenbar auch straffrei. Es war die einzige Zeit, in der es ein bisschen Hoffnung gab. Aber dann wollte Walter H. 1988 endlich wieder Fasching feiern, im Saarland. Er betrank

ben immer die gleichen und immer schlecht. Daran änderte sich auch nichts, als das Landgericht Saarbrücken Walter H. 2005 aus der Psychiatrie holte und in ein normales Gefängnis überwies, weil er nach Ansicht der Richter durchaus schuldig war und daher kein Fall mehr für die Klinik.

H. sei aber „weiterhin als gefährlich für die Allgemeinheit einzustufen“, stellte das Gericht fest. Und noch bevor er im Knast die viereinhalb Jahre Haft nachgeholt hatte, die von seiner Attacke zu Fasching 1988 offengeblieben waren, verhängte das Landgericht Saarbrücken 2007 gegen ihn nachträglich die Sicherungsverwahrung. Es war der sichere Weg, der einzig mögliche Weg, die Gesellschaft vor Walter H. zu schützen – und so gesehen war es auch der richtige Weg.

Denn selbst wenn Walter H. in der Haft trocken geworden sei – ob das draußen so bleibe, sei doch sehr fraglich, argumentier-



Mahnwache im rheinischen Randerath: Ein Zustand, der kein Zustand mehr ist

sich, er fiel über eine Frau her, würgte sie, weil sie keinen Sex wollte, ließ sie nackt zurück. Hätten Passanten sie nicht gefunden, wäre sie wohl erfroren.

Das Urteil: vier Jahre, sechs Monate. Aber hinzu kam die Einweisung in die Psychiatrie, nach Merzig. „Die Neigung zur Begehung schwerster, sexuell motivierter Straftaten wird, wenn überhaupt, jedenfalls mit psychiatrischen Mitteln nicht kurzfristig behandelbar sein“, urteilte das Gericht – und sollte fünf Monate später noch mal recht bekommen. Beim Ausgang trickste Walter H. seine Begleiter aus, fuhr nach Trier, ging angetrunken ins Eros-Center und würgte dort eine Prostituierte, weil er beim Sex mal wieder Probleme hatte. Erst als eine Kollegin ins Zimmer stürzte, hörte er auf.

In der Klinik in Merzig galt er in den Jahren danach als Einzelgänger, der sich nur sporadisch auf Therapieversuche einließ. Die Prognosen der Gutachter blie-

te das Gericht noch zwei Jahre später. Und: „Die Kammer ist zu der Überzeugung gelangt, dass der Verurteilte mit hoher Wahrscheinlichkeit erhebliche Straftaten begehen wird.“ Bei Risikotests kam Walter H. mal auf 31, mal auf 33 von 40 möglichen Punkten: Unauffällig sind 20.

Deshalb möchte man ihm jetzt ja gern glauben, dass er nie wieder etwas anstellen wird. Etwa weil er es heute nicht mehr so mit Frauen, dafür aber an der Prostata hat und angeblich sowieso nicht mehr „kann“. Oder weil er, bei allem, was ihm heilig ist, so etwas seiner noch lebenden Mutter niemals antun würde, wie er sagt. Und vor allem: „Weil ich weiß, dass das meine allerletzte Chance ist.“ Er will nie wieder ins Gefängnis, lieber würde er sich „die Hand abhacken“.

Aber was, wenn die nächste Krise kommt? Es gibt wenige, die ihm Halt bieten, und deshalb gibt es vielleicht auch zu wenig, was ihn aufhalten könnte in



## Unter Freunden

Die Freie Universität Berlin wollte mit einem Büro in den USA viele Spender werben. Doch statt eines Geldsegens gibt es internen Zwist und juristische Probleme.



Gala-Gäste Volcker, Kiep in New York 2008: Schick und teuer

**A**n diesem Abend im April sah New York noch einmal aus, wie sie es sich in Berlin immer vorgestellt hatten: schick und teuer und spendabel.

Mitten in Manhattan, in der 42. Straße, hatten die „Friends of Freie Universität Berlin“ zur Gala zwischen Marmorsäulen geladen. Auf der Speisekarte stand chilenischer Wolfsbarsch, zu den Gästen zählten Spendenprofi Walther Leisler Kiep und der langjährige US-Zentralbank-Chef Paul Volcker. Dem Verein der Ehemaligen, der Alumni, schien zu gelingen, wofür er gegründet und mit einem Büro in New York ausgestattet worden war: Spenden in Übersee für die Uni in Berlin einzuwerben. „Unter Freunden“ schrieb die „New York Times“ neben die Fotos, die sie von der Veranstaltung druckte.

Doch mit der guten Stimmung war es bald vorbei. Am Rande der Gala diskutierten Vertreter der Universität und der „Friends“ damals, im April 2008, wie der Verein mehr Geld ranschaffen könne. Heute ist der amerikanische Traum der Berliner geplatzt. Laut einem vertraulichen Bericht aus dem Präsidium hat die Hochschule seit 2003 mehr als eine Million Euro in die USA überwiesen – und weniger als eine Viertelmillion eingenommen. Statt eines Geldsegens gibt es internen Zwist und juristische Probleme.

Für die Berliner Uni ist es besonders peinlich, weil sie als „Internationale Netzwerkuniversität“ in der Exzellenzinitiative ausgezeichnet worden ist. Zum prämierten Konzept zählte die „Alumni-Organisation in den USA“. Hier vereinten

sich zwei Trends, die sich an vielen deutschen Hochschulen beobachten lassen: im Ausland aktiv zu werden und um Ehemalige zu werben.

Die „Friends“ in New York gewannen zumindest einen großzügigen Gönner. Eine Stiftung unterstützte mit 600 000 Dollar die Renovierung des Henry-Ford-Baus in Berlin, das Auditorium wurde nach dem Stiftungsgründer benannt. Laut dem Bericht der Vizepräsidentin aber ist die Spende allenfalls teilweise in

Berlin angekommen. Die „Friends“ sollen einen beträchtlichen Anteil der Summe vielmehr schon ausgegeben haben. Jedenfalls die zweite Hälfte der Spende – also 300 000 Dollar – sei nicht nach Berlin überwiesen worden, was große Probleme mit sich bringe.

Damit der Verein aufgelöst werden könne, müsse er laut amerikanischem Recht erst die Spende nach Deutschland weiterleiten, heißt es in dem Bericht. Das aber sei unmöglich, weil das Kon-

to weitgehend leer sei. Deshalb müsse zunächst Geld von Berlin nach New York transferiert werden und dann wieder zurück nach Berlin geschickt werden – die Uni würde sich das Geld so gesehen selbst spenden. Die Vizepräsidentin warnt: Damit „würde die Freie Universität sich zu einem ‚Komplizen‘ bei einem potentiellen Steuerbetrug machen“.

Im Hintergrund arbeiten Anwälte an einer Lösung – und an der Elite-Uni tobt weiterhin ein Machtkampf zwischen altgedienten Kräften und neuen Köpfen. In den eigenen Reihen wird der Vorwurf laut, das US-Engagement sei zu wenig unterstützt und vorschnell aufgegeben worden. Die Vizepräsidentin habe alles schlechtgeredet, um die zuständige Verwaltungsabteilung in Berlin aufzulösen.

Tatsächlich hatte etwa der Kanzler empfohlen, die „Friends“ weiter zu unterstützen. Auf Anfrage des SPIEGEL findet auch die Uni heute viele lobende Worte für die US-Alumni. Detaillierte Fragen lässt sie größtenteils unbeantwortet und verweist auf laufende Verhandlungen und auf eine laufende Prüfung, derentwegen „derzeit von der Freien Universität nicht Stellung genommen werden“ könne.

In dem Bericht hingegen vertritt die Vizepräsidentin eine eindeutige Position und erhebt unter anderem einen schweren Vorwurf: Die zuständige Abteilung habe mangelhaft kontrolliert und dadurch „die gesamte Universität dem Vorwurf der Verschwendung öffentlicher Mittel und privater Spendenmittel“ ausgesetzt.

MARKUS VERBEET

der Krise. Seine Schwester hat ihm mal gesagt, er könnte im Straßengraben liegen, sie würde trotzdem nicht mehr für ihn anhalten. Und als er jetzt seinen Bruder anrief, hatte sich dort schon die Polizei gemeldet. Das sei ja wohl das Letzte, wegen ihm mit der Polizei zu tun zu haben, tobte der Bruder. Seitdem ahnt Walter H.: „Ich hab keinen, zu dem ich gehen kann.“ Und Kollegen? Aber schon am zweiten Tag draußen hat er denen bei der Arge gesagt, dass das wohl nichts wird mit ihm und Arbeit. Nicht in seinem Alter. „Ich will ja nur meine Ruhe.“

Das Problem ist nur, dass er allen anderen keine Ruhe mehr lässt. Nicht der Justiz, nicht der Polizei. In den Köpfen spukt der Name Randerath. Als vor mehr als einem Jahr ein gefährlicher Ex-Knacki nach Randerath zog, einem Dorf bei Aachen, hatte der Landrat dort alle Bürger gewarnt. Seitdem gibt es in Randerath jeden Tag eine Mahnwache – ein Zustand, der kein Zustand mehr ist. Aber müssen sie das im Saarland jetzt nicht genauso machen, bevor noch was passiert?

Schon am vergangenen Wochenende rief die Polizei bei der Schwester des Geliebten von Walter H. an, sie solle sich auf keinen Fall mit ihm treffen, der Mann sei hoch gefährlich. Kommt als Nächstes die öffentliche Warnung? Doch die Angst, die Hysterie, „das würde die Arbeit der Polizei nur erschweren“, sagt Justizstaatssekretär Schild. Ganz ausschließen kann er das aber auch nicht. Natürlich steckten sie nun in einem Dilemma. Und deshalb, so sehen sie es zumindest bei der Stadt Saarbrücken, versucht jetzt jeder schon mal vorsorglich, die Schuld wegzuschieben, für den Fall, dass etwas schiefgeht.

Bei einer Krisensitzung hatte die Polizei darauf gedrängt, Walter H. in die Psychiatrie einweisen zu lassen. Dann wäre er wieder weggesperrt, und alles wäre gut. Zumindest für die Öffentlichkeit und für die Polizei, die ihn mit enormem Aufwand überwachen muss, ohne dass ein Ende absehbar wäre. Für diese Einweisung wäre die Stadt zuständig, doch schon eine kurze Prüfung ergab: keine Chance. Am vergangenen Dienstag sah es deshalb kurz mal so aus, als würden sich die Verantwortlichen für einen anderen, den stillen Weg entscheiden: Walter H. verließ das Hotel, ging in ein Altenheim auf dem Land. Doch auch dieses Experiment dauerte nur einen Tag. Dann war er zurück in Saarbrücken.

Es kann aber auch sein, dass Walter H. Politikern und Polizisten die Entscheidung noch abnimmt. Wenn die Polizei weiter jeden vor ihm warnt, mit dem er zu tun hat, wenn dann durchsickert, wer er ist, wo er wohnt, dass er gefährlich ist, wenn die neue Freiheit zu einer Art Freigang wird, ja, dann will er lieber weggehen. Weit weg.

Für alle anderen aber wäre das die größte Gefahr überhaupt.